

„Die St. Nicolaus-Kirche der Evangelischen Stiftung Alsterdorf als Ort und Raum“

Festvortrag anlässlich der Neugestaltung der St. Nicolaus-Kirche am 10. April 2022

von Dr. Ulrike Winkler, Trier

I. Einleitung

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich freue mich sehr und fühle mich außerordentlich geehrt, dass die Evangelische Stiftung Alsterdorf mich um einen Festvortrag anlässlich der Neugestaltung der St. Nicolaus-Kirche gebeten hat. Bei der Themenwahl haben Sie mir freie Hand gelassen – ein großer Vertrauensbeweis, für den ich mich herzlich bedanke.

Heinrich Matthias Sengelmann hatte die St. Nicolaus-Kirche immer als das wichtigste Bauwerk der späteren Alsterdorfer Anstalten verstanden, um das „herum sich alle einzelnen Bauten der Kolonie lagern und reihen“¹ sollten. Mehr noch, Sengelmann betrachtete die St. Nicolaus-Kirche als Zentrum, als „Herz“, von welchem „die Kräfte der Arbeit ausgehen“ sollten.

So war die Kirche nicht nur ein materiell-räumlicher Ort, sie war auch die wesentliche Voraussetzung dafür, den christlichen Glauben zu praktizieren, ihm also Ausdruck und damit Raum zu geben. Wie Ort und Raum der St. Nicolaus-Kirche gestaltet wurden und wie sie sich in den letzten Jahrzehnten zueinander verhielten – hierüber werde ich heute sprechen.

Darüber hinaus möchte ich der neu gestalteten St. Nicolaus-Kirche, aber auch der Evangelischen Stiftung Alsterdorf einige weitergehende Überlegungen widmen.

Ich lade Sie nun herzlich zu einem historisch-philosophischen Spaziergang über das Stiftungsgelände und in die St. Nicolaus-Kirche ein.

II. Die Vorläuferin

Zunächst möchte ich an die Kapelle, die kleine Vorläuferin der St. Nicolaus-Kirche, erinnern. Heinrich Sengelmann hatte ihren Bau nach dem Umzug von Moorfleth hierher u.a. damit begründet, dass die geistig behinderten Bewohner nicht am Gottesdienst in der Pfarrkirche in Eppendorf teilnehmen sollten. Die Praxis anderer Anstalten, wo in Gruppen die Gottesdienste

1 Heinrich Matthias Sengelmann, *Alsterdorfer Anstalten in Bild und Wort*, Hamburg 1894, S. 16. Danach auch das folgende Zitat.

besucht wurden, lehnte Sengelmann nämlich kategorisch ab. Vor dem heutigen Inklusions-Paradigma liest sich seine damalige Begründung irritierend:

„Wir halten es sogar für eine Pflicht, welche die Idioten-Anstalten gegen die Kirchengemeinde haben, dass sie sich nicht in diese hineindrängen. Wir wissen auch von nachteiligen Einwirkungen, welche der Kirchenbesuch Blödsinniger auf andere Kirchgänger ausgeübt hat.“

Zugleich aber war Sengelmann von zwei Dingen überzeugt, die er vielen seiner Zeitgenoss:innen voraus hatte. Nämlich, dass, erstens, jeder Mensch, auch der „behinderte“, ein Gedanke Gottes und damit ein Kind Gottes sei. Und zweitens, dass es möglich sei, in diesen Menschen, soweit sie sich als „bildungsfähig“ erwiesen, einen „göttlichen Funken“, und sei dieser auch noch so klein, zu wecken. Dazu dienten u.a. der Morgensegen, die Tischgebete, der Unterricht in biblischer Geschichte, der Konfirmandenunterricht und der Sonntagsgottesdienst.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass es Sengelmann nicht so wichtig war, wie er schrieb, die „Kinder mit unverstandenem Memorierstoff“² anzufüllen, sondern dass man sie mit den biblischen Geschichten anrührte und auf diese Weise ihr Gewissen und ihren Glauben weckte. Am 3. Advent 1867 wurde die Kapelle eingeweiht. Das bescheidene Gebäude, das gleichwohl eine „wertvolle Orgel“³ in seinem Inneren barg, mit „farbigen Rundbogenfenstern“ einen „lieblichen Eindruck“ vermittelte und deren Eingang von dem Apostel Paulus und einem der ersten Jünger Jesu, Jacobus, flankiert wurde, fand sich mitten in einer sorgfältig orchestrierten Umgebung wieder. „Indem wir uns rechts wenden“, schrieb Sengelmann zur Einweihung, „kommen wir auf einen von Tannen umgebenen, mit Kugelakazien, Riestern [Ulmen] und Silberpappeln bepflanzten Platz.“ Es gab Sitzplätze für annähernd einhundert Menschen, und man trug Sorge, dass möglichst alle Bewohnerinnen und Bewohner an den Gottesdiensten teilnahmen. Manche:r wurde gar in einem Korbwagen in die Kirche gebracht.

2 Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, Heinrich Matthias Sengelmann (1821– 1899) und die Anfänge der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, Hamburg 2021, S. 155.

3 Heinrich Matthias Sengelmann, Geschichte (1883), S. 6. Danach auch die folgenden Zitate.

III. Die St. Nicolaus-Kirche als Ort

Rund zwanzig Jahre später lebten und arbeiteten bereits über 460 Menschen in den Alsterdorfer Anstalten, mehr als die Hälfte von ihnen fand sonntags keinen Platz mehr in der Kapelle.

Sengelmann fasste daher einen Neubau ins Auge, bemühte sich erfolgreich um Spenden und schon 1889 konnte die dringend benötigte neue Kirche nach den Plänen von Carl Wilhelm Gustav Otte ihrer Bestimmung übergeben werden.

Ausgeführt wurde die neue Kirche mit ihrem fast vierzig Meter hohen Glockenturm im Stil der Neogotik, der ab den 1830er Jahren vor allem in Deutschland prägend wurde. Dies lag daran, dass sich als Reflex auf das beginnende Industriezeitalter eine idealisierte Vorstellung des Mittelalters durchzusetzen begonnen hatte. Dieser Sehnsucht nach einer vermeintlich „besseren“, aber untergegangenen Welt wollte man in der Architektur mit einem Rückgriff auf die Gotik entsprechen. Vor allem Kirchen, Parlamentsgebäude und Rathäuser, aber auch Postämter und Bahnhöfe wurden reichsweit im neogotischen Stil errichtet.

So bewegte sich die Alsterdorfer St. Nicolaus-Kirche nicht nur im architektonischen Mainstream des Deutschen Reiches, sondern sie war zugleich Teil einer stärker werdenden lokalen Bautradition, die den Backstein als Bau- und Gestaltungselement für sich entdeckt hatte.

Ein Blick aus der Vogelperspektive auf das damalige Anstaltsgelände erlaubt interessante Überlegungen. Damals bestanden die Alsterdorfer Anstalten aus zwei Grundstücken, die noch nicht miteinander verbunden waren, dem „Kleinen Barkamp“ und dem „Großen Barkamp“, das spätere „untere“ und „obere“ Gelände. Auf dem „Kleinen Barkamp“ lag damals das St. Nicolai-Stift, in dem gefährdete und verwaiste Kinder lebten, während auf dem „Großen Barkamp“ Menschen mit geistigen Behinderungen wohnten.

Beide Gelände waren durch eine räumlich-ideelle Gelenkstelle miteinander verbunden, die von Haus Schönbrunn, dem Eiskeller, der Kapelle und der St. Nicolaus-Kirche gebildet wurden. Und der von diesen vier Gebäuden gebildete Ort war zugleich ein öffentlicher, war er doch der „Welt“ außerhalb der Anstalten, der Nachbarschaft, zugänglich. An diesen, in einem Viereck angeordneten Bauwerken lassen sich wichtige Informationen über die prägenden Elemente der Arbeit und des Selbstverständnisses der Alsterdorfer Anstalten ablesen.

Haus Schönbrunn, gleichsam die „Urzelle“ der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, stand für die Entstehung eines stetig wachsenden Werkes aus aller kleinsten Anfängen. Unwillkürlich fühlt man sich an das Gleichnis vom Senfkorn erinnert, das sich innerhalb kurzer Zeit zu einer stattlichen

Pflanze entwickelt. Im biblischen Verständnis repräsentierte es das Reich Gottes, das zunächst *unsichtbar*, dann *unscheinbar* und schließlich *unübersehbar* ist.

Der Eiskeller sowie das im Haus Schönbrunn untergebrachte Büro Sengelmanns mit Telefon- und Telegraphenamts signalisierte die Entschlossenheit, sich allen technischen Errungenschaften der Moderne zu bedienen, auch wenn man deren gesellschaftlichen Einflüsse ansonsten verurteilte und auch öffentlich heftig kritisierte. Die Kapelle, in der später übrigens die Bibliothek untergebracht wurde, und die St. Nicolaus-Kirche wiederum waren Stein gewordene Manifestationen dafür, dass man die Arbeit aus dem christlichen Glauben heraus tat.

In einem anderen Zusammenhang hatte Heinrich Sengelmann einmal von einem „Sinnbild der Regelmäßigkeit, der göttlichen Ordnung in der Welt“⁴ gesprochen, welches ein Viereck verkörpere. Dieses Bild lässt sich gut auf den durch das oben beschriebene Gebäudeensemble gebildeten viereckigen Platz übertragen.

Es handelt sich hier natürlich um eine nachträgliche Interpretation. Dass Haus Schönbrunn, der Eiskeller, die Kapelle und die St. Nicolaus-Kirche in eine Scharnierfunktion zwischen die beiden Anstaltsgelände kamen, war nicht das Destillat philosophischer Abwägungen Sengelmanns, sondern schlicht das Ergebnis alltagspraktischer Anforderungen gewesen.

Hatte doch Heinrich Sengelmann, wie übrigens viele seiner Kollegen, keinen städtebaulichen Masterplan in der Schublade, nach welchem er das Anstaltsgelände gestalten wollte.⁵ Aber er war davon überzeugt und hatte auch häufiger darüber geschrieben, dass gut und modern ausgestattete, verstreut platzierte, nicht zu große Häuser inmitten einer weitgehend intakten, ruhigen Landschaft, dem körperlichen, geistigen und seelischen Wohlbefinden der ihm anvertrauten Menschen zuträglich seien. Hier sehe ich übrigens eine Parallele zur Umgestaltung des Stiftungsgeländes seit der letzten Jahrtausendwende. Der Abriss bzw. der Rückbau der drei Hochhäuser, der – wenn man so will – „vertikalen Sackgassen“, und die Errichtung niedrigerer Wohnhäuser, die kleiner waren als die sie umgebenden Bäume, zeugen eindrucksvoll davon.

Aber zurück ins 19. Jahrhundert.

Sengelmanns Ziel war es weder, eine „heile Welt“ noch das Reich Gottes auf Erden zu schaffen, jedoch wollte er Menschen mit Behinderungen solange einen sicheren, religiös geprägten Ort, ja ein Zuhause, geben, bis sie in die „ewige Heimat“ eingingen. In diesem Bestreben nahm die St. Nicolaus-Kirche den prominentesten Platz ein.

4 Briefe und Bilder, Nr. 6, Juni 1878, S. 23.

5 Zur Planung evangelischer Anstaltsbauten im 19. Jahrhundert siehe: Ulrike Winkler, „Heil und Heilung“ – Die diakonische Anstalt als „Gottesstadt“, in: Architektenkammer Rheinland-Pfalz, Reformation und Architektur. Eine Dokumentation, Mainz 2016, S. 44-52.

Betreten wir die St. Nicolaus-Kirche des Jahres 1889 mit ihren Kathedralglasscheiben und mit ihrem Terrazzo-Boden, über den wir heute noch laufen können. Im Chorraum stand damals der zeitgenössisch sehr beliebte „hohe Crucifixus“ des dänischen Bildhauers Bertel Thorvaldsen und ein schmuckloser Altar.

Nicht nur die Inschrift „Den Armen wird das Evangelium gepredigt“ über dem Eingang der St. Nicolaus-Kirche dokumentierte, dass die geistig behinderten Bewohner und Bewohnerinnen ausdrücklich in der neuen Kirche willkommen waren. Auch der Chorraum nahm diesen Grundsatz auf, zierte ihn doch das Glaskunstwerk einer „Kindersegnung“. Das farbige Fenster, erschaffen nach einem Entwurf des aus Münster stammenden, späterhin sehr bekannten Melchior Lechter, diente nicht nur als dekoratives Element, sondern es war zugleich ein Informationsträger für all‘ diejenigen, die nicht lesen, aber sehen konnten. Die Botschaft war klar: Jedes Kind, also letztlich jeder Mensch, ist in Unmittelbarkeit zu Jesus, der sich allen annimmt und sie *in* und *mit* ihrem „So Sein“ segnet, und zwar zunächst gegen den Widerstand seiner Jünger.

Anders als von Sengemann gewünscht, sollte die St. Nicolaus-Kirche jedoch nie zum räumlichen Zentrum der Alsterdorfer Anstalten werden. Diesen prominenten Platz nahm die Zentralküche ein. Auch hier gibt es übrigens Parallelen zu anderen diakonischen Einrichtungen.

Allerdings bildete die St. Nicolaus-Kirche mit ihrer exponierten Randlage – je nach Perspektive – den Anfang oder das Ende des „oberen“ Geländes. Bemüht man die Bibel, drängt sich die Analogie zum Eckstein auf; dort wird im Psalm 118 das Heilswirken Gottes als Eckstein-Legung gedeutet. Aus architektonischer Sicht ist der Eckstein der Grundstein, der in den Winkel zweier Mauern gesetzt wird und auf diese Weise dem Fundament Halt gibt.

Machen wir einen großen Sprung in das Jahr 1938. Anlässlich des Festgottesdienst zum 75-jährigen Anstaltsjubiläums stellte Pastor Friedrich Lensch, seit 1930 Anstaltsleiter, den Anwesenden, darunter auch Funktionäre der NSDAP, die inzwischen veränderte St. Nicolaus-Kirche vor. Nachdem, so Lensch, „überall die Wohnhäuser und Räume der Kinder und Pflegebefohlenen“⁶ vergrößert und verschönert worden seien, sei es nunmehr an der Zeit gewesen, die „Kirche neu zu schmücken“. Dies sei ihm eine „innere Pflicht“ gewesen.

Verantwortlich für die Umgestaltung zeichneten die Hamburger Architekten Bernhard Hopp (und der in der Bekennenden Kirche engagierte Rudolf Jäger. Was hatte sich verändert? Die zarten Blumenranken waren übermalt, neuartige Beleuchtungskörper montiert und schadhafte Fenster ersetzt worden. Die gravierendste Veränderung hatte indes der Altarraum erfahren, der zum Inszenierungsrahmen eines hochproblematischen Wandbildes, hervorgegangen aus der laienkünstlerischen Hand Friedrich Lenschs, umfunktioniert worden war.

⁶ Briefe und Bilder aus Alsterdorf „Jubiläumsbericht“, 1938, S. 7. Danach auch das folgende Zitat.

Das einst von Sengelmann in Auftrag gegebene Kirchenfenster hatte man zugemauert. Damit fand die mit der Ostung einer Kirche verbundene zentrale theologische Aussage und Hoffnung, dass die Wiederkehr Jesu Christi aus dem Osten zu erwarten sei, keinen symbolischen Ausdruck mehr.

Mit dem Ausschluss der Sonne hatte man zugleich auf das vielleicht wichtigste Gestaltungselement jedes Sakralbaus verzichtet, nämlich auf Helligkeit und kunstvolle Lichtspiele, die nur natürliches Licht schenken kann.

Stattdessen war nun ein über fünfzig Quadratmeter großes Wandbild mit einem heldisch wirkenden Jesus am Kreuz zu sehen, der von den vier Erzengeln flankiert wurde. An Jesu Seite und zu seinen Füßen hatte Lensch eine fünfzehnköpfige, in weiße Gewänder gekleidete Menschenschar, darunter drei Menschen mit Behinderungen, platziert, die ihren Blick meistens – wie Lensch bezeichnenderweise schrieb – auf „unseren Held von Golgatha“⁷ gerichtet hatte. Die auf den ersten flüchtigen Blick vermittelte Botschaft – alle Menschen, ob mit oder ohne Behinderung gehören zur Gemeinde Jesu – wurde bei näherer Betrachtung nicht nur relativiert, sondern grundsätzlich in Frage gestellt. Tragen doch nur zwölf Abgebildeten, darunter Luther, Sengelmann und – sehr eitel – Lensch selbst und seine Frau, einen Heiligenschein, während die Menschen mit Behinderungen ohne dieses Requisite auskommen müssen. Diese sog. „Heiligen“ halten die behinderten Menschen im Arm oder berühren sie, weisen auf den Gekreuzigten und lassen den Eindruck entstehen, dass diese auf die Hilfe und Glaubensvermittlung der „Normalen“ angewiesen seien, um die Liebe und Zuwendung Gottes zu erhalten.

Es gab nun – anders als in der Darstellung des einstigen Kirchenfensters – keine Unmittelbarkeit der „Kinder“, wie Menschen mit Behinderungen lange Zeit genannt wurden – zu Gott mehr.

Die nicht mehr gleichberechtigte Darstellung der „Behinderten“ mag einem paternalistischen Theologieverständnis Lenschs geschuldet gewesen sein, enthielt aber angesichts der sich radikalierenden Erbgesundheitspolitik des NS-Staates eine fatale Botschaft. Zwar zeigte das Wandbild immerhin Menschen mit Behinderungen – eine im Kirchenraum selten zu besichtigende Ausnahme –, aber durch den Verzicht auf den Heiligenschein relativierte es eine ihm durchaus auch innewohnende Lesart, nämlich jene des Protests gegen eine Politik, die den sozialen Nutzwert eines Menschen zum Maßstab für seine Daseinsberechtigung erhoben hatte. Letztlich konnte die von Lensch zum Ausdruck gebrachte ambivalente Bildaussage bis heute nicht eindeutig geklärt werden. Wenn aber in den Folgejahren Bewohnerinnen und Bewohner das Altarbild betrachteten, dann blickten sie gleichsam in einen Spiegel, in dem sie zwar nicht sich selbst sahen, aber sie blickten auf

7 Harald Jenner, Friedrich Lensch als Leiter der Alsterdorfer Anstalten 1930 bis 1945, in: Michael Wunder/Ingrid Genkel/Harald Jenner, Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. Die Alsterdorfer Anstalten im Nationalsozialismus, Stuttgart³2016, S. 185-245, S. 231.

ein Bild, das sich sog. „Normale“ von „Behinderten“, und damit letztlich auch von ihnen, gemacht hatten. Ihre Außenseitersituation wurde ihnen deutlich vor Augen geführt.

Darüber hinaus flößte das Altarbild Angehörigen tiefes Unbehagen ein. So berichtete etwa Frau Ille Benkmann, deren Sohn sein 1978 in den Alsterdorfer Anstalten lebte und die lange Jahre dem Heimelternbeirat vorsah, das Folgende:

„Als ich damals die Weihnachtsfeier mit ausgerichtet habe, saß ich zufälligerweise am Ende des Tisches und guckte dann immer auf dieses Gemälde. Und diese Frau, also Frau Pastorin Lensch, war i[...] mit diesen grauen Haaren, dem Knoten und diesem grauen Gewand. Und das war für mich NS [Nationalsozialismus], also diese NS-Frauenschaft. Und die kenn' ich ja recht gut. Und ich habe so eine Angst gehabt [...] es ist richtig hoch gekrochen.“⁸

1984 entstand in der Künstlergemeinschaft „Die Schlumper“ ein Bild, für das Werner Voigt verantwortlich zeichnete.⁹ 1939, mit vier Jahren, war er in die Alsterdorfer Anstalten gekommen, wo ihm und anderen Gewalt und großes Leid angetan wurden. Seine Erlebnisse bannte Werner Voigt auf rund acht Quadratmeter Leinwand, farbenfroh, aber das Erlittene deutlich darstellend, die hierfür Verantwortlichen klar benennend und zugleich eindringlich auf die christliche Botschaft der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe hinweisend.

Dieses beeindruckende und provokative Gemälde mit dem Titel „Alsterdorfer Passion I“ sollte lange Zeit keinen Platz im Raum der Alsterdorfer Anstalten haben. Die Darstellung Voigts wurde als Lüge und Übertreibung abgetan. Erst nachdem sein Gemälde im Magazin „Stern“ abgedruckt und dann auf der Hamburger Einkaufsmesse „Du und deine Welt“ ausgestellt worden war, konnte es in den Alsterdorfer Anstalten gezeigt werden. Allerdings hing man es in einen Gang, durch den die Wäschekarren gefahren wurden, was zu seiner Beschädigung führte.

Erst im Jahre 2000 kam die „Alsterdorfer Passion I“ in die St. Nicolaus-Kirche. Platziert wurde Voigts Gemälde vor dem mittlerweile verhüllten Wandbild von Lensch. Das war sicherlich gut gemeint, aber durch die Verhüllung des Altarbildes und das Bild von Werner Voigt wurde das „Unsichtbare“, das lange Jahre Verdrängte, erst recht sichtbar.

Der französische Soziologe Maurice Halbwachs hat einmal gesagt, dass es keine Institution ohne Architektur gebe. Und um nicht ein bloßes Gedankengebilde zu sein, so Halbwachs, muss sich jede Institution mit „unbelebtem Stoff“, also mit Bauwerken, Häusern, Plätzen usw., „beschweren“,¹⁰

8 Ich danke an dieser Stelle Dr. Michael Wunder, der mir einen Teil des Transkripts eines Interviews mit Frau Ille Benkmann am 6. April 2022 zur Verfügung gestellt hat.

9 Das Folgende nach: Gerda Engelbracht/Andrea Hauser, Mitten in Hamburg. Die Alsterdorfer Anstalten 1945–1979, Stuttgart 2013, S. 202-207.

10 Zitiert nach: Heike Delitz, Architektur + Soziologie = Architektursoziologie, in: APUZ, 25/2009, 15.6.2009, S. 11-16, S. 15.

also festigen. Das Altarbild, als zentraler theologischer, aber auch baulicher Bestandteil der St. Nicolaus-Kirche aber gab keinen Halt, keine Stabilität in Hinblick auf das eigene Selbstverständnis, im Gegenteil, es destabilisierte das eigene Wirken, es stellte es in Frage, es war zu einem *Beschwernis* für die Evangelische Stiftung Alsterdorf geworden.

IV. Die St. Nicolaus-Kirche als Raum

Ich hatte eingangs auf die große Bedeutung der St. Nicolaus-Kirche im Verständnis von Heinrich Sengelmann hingewiesen, der sich übrigens viele Gedanken über eine religiöse Inhalte und Botschaften vermittelnde Innenausstattung gemacht hatte. Sengelmann konnte seine Ideen – wohl aus Kostengründen – nicht umsetzen, aber ihm kam es, so wie ich ihn in den Quellen kennenlernen konnte, vor allem darauf an, *was* in der St. Nicolaus-Kirche geschah. Sengelmann dachte natürlich an Gebet, Andacht und Gottesdienst, Handlungen, die eine Kirche ja unmittelbar nahe legt. Schließlich ist sie ja genau dafür gebaut worden.

Setzt man sich nun einmal die Brille der Raumsoziologie auf, dann kann man noch einmal einen anderen Blick auf die St. Nicolaus-Kirche gewinnen. Nach diesem Verständnis ist „Raum“ nicht nur eine mit Böden, Wänden und Decken eingefasste Leere, sondern er entsteht vor allem dadurch, dass sich in ihm Menschen bewegen, ihn mit ihrem Handeln füllen und damit zueinander in Beziehung treten. Hieraus erwachsen strukturierende Momente einer räumlichen Ordnung, die ihrerseits auf die Individuen und auf ihre sozialen Beziehungen zueinander zurück wirken. Der so geschaffene Raum entwickelt sich im Rahmen eines fortdauernden Prozesses der sozialen Interaktion.

Zur Raumbildung gehört auch, dass sich Menschen die sie umgebenden Orte, das um sie herum Gebaute aneignen. Sie nutzen die vorhandenen Treppen, sie öffnen und schließen Fenster und Türen, sie suchen sich einen Platz, an dem sie sich möglichst wohl und sicher fühlen.

Für manche Bewohnerinnen und Bewohner der Alsterdorfer Anstalten war ihr Platz indes für etliche Jahre vorgegeben. So war ein Teil des Kirchenraums zu „Epileptikerlogen“ umfunktioniert worden, in die „Anfallskranke“ und sich auffällig verhaltende „Behinderte“ gebracht werden konnten.

Bemerkenswert ist die Dialektik, die aus dieser räumlichen Platzierung erwuchs.¹¹ Einerseits entstand innerhalb des „Schutzraums Kirche“ mit den „Epileptikerlogen“ ein weiterer „Schutzraum“, der es Bewohner:innen erlaubte, am Gottesdienst teilzunehmen, ohne die anderen Anwesenden zu stören. Zugleich wurden sie auf diese Weise vor möglichen sie kränkenden Reaktionen bewahrt. Andererseits waren sie so noch einmal besonders von der sie umgebenden Gemeinschaft separiert. Dieses Verfahren war übrigens keine Spezialität der Alsterdorfer Anstalten,

¹¹ Ich folge hier Ausführungen von Dr. Michael Wunder, die er an verschiedenen Stellen publiziert hat.

sondern auch in der Zionskirche in Bethel oder in der Kreuznacher Mutterhauskirche waren solche – mit Michel Foucault gesprochen – „Heterotopien“¹² in einer anderen „Heterotopie“ üblich. Die hier geschilderte, aber auch andere räumliche Platzierungen von Menschen ist die Folge tradierter gesellschaftlicher Überzeugungen, die häufig ungeschriebenen Regeln folgen und nicht zuletzt starke Beharrungskräfte entwickeln können. Sie werden zu Selbstverständlichkeiten und werden oft nicht mehr hinterfragt. Dies gilt zum Beispiel auch für die – wiederum nicht nur in den Alsterdorfer Anstalten übliche – Praxis, dass die Bewohnerinnen und Bewohner beim Gottesdienst nicht zusammen in den Kirchenbänken sitzen durften, sondern, getrennt nach Geschlecht, jeweils auf einer Seite Platz zu nehmen hatten.¹³ Hier setzte sich übrigens die auf dem Anstaltsgelände und in den Häusern praktizierte rigide Geschlechtertrennung fort. Die durch einen Gang getrennten Kirchenbänke kamen dieser Praxis entgegen, aber diese hatten dieses Vorgehen nicht bereits durch ihr Dasein und ihre Anordnung nahe gelegt oder dazu aufgefordert, wie es zum Beispiel eine Tür tut, die geöffnet oder geschlossen werden will. Es waren die damaligen Verantwortlichen, die mit Hilfe der materiellen Gegebenheiten, hier konkret der Kirchenbänke, „Kirchenraum“ in ihrem Sinne gestalteten.

Gerne möchte ich Ihnen noch ein weiteres Beispiel für eine räumliche Gestaltung der St. Nicolaus-Kirche nennen, nämlich als „Straf-Raum“. Hier möchte ich Karin Schmüser zitieren, die 1938 als Siebenjährige in die Alsterdorfer Anstalten gekommen war. Manch einen Gottesdienstbesuch erinnerte die erst vor kurzem Verstorbene so:

„Wenn man weggelaufen war, musste man zur Strafe ganz vorne sitzen, dann haben sie so graue Gewänder angekriegt und Kreuzpantoffeln. Und dann haben sie denen die Haare ganz abgeschnitten. Vier Wochen mussten die beim Gottesdienst in diesem ‚Büßergewand‘ sitzen.“¹⁴

Ganz anders hingegen erlebte Karl-Heinz Zwilling den Raum, der sich in der St. Nicolaus-Kirche für ihn entfaltet hatte. Insbesondere die Gottesdienste, aber auch seine Konfirmation, die dort begangen wurde, sind ihm als gute Gemeinschaftserlebnisse in „schöner Erinnerung“¹⁵ geblieben. Weitere Bewohnerinnen und Bewohner erinnern sich ebenfalls gerne und mit Dankbarkeit an

12 In Weiterentwicklung der Foucaultschen Heterotopien für den diakonischen Bereich vgl. Ulrike Winkler, Drinnen und Draußen. Die Rotenburger Anstalten und die Stadt Rotenburg als Sozialräume, in: Karsten Wilke/Hans-Walter Schmuhl/Sylvia Wagner/Ulrike Winkler, Hinter dem Grünen Tor. Die Rotenburger Anstalten der Inneren Mission, 1945 – 1975, Bielefeld 2019, S. 151-208, S. 155-162.

13 Ich danke Klaus Matzke herzlich für seine Erläuterungen zur Platzierung der Mädchen (links vom Altar) und der Jungen (rechts vom Altar).

14 Monika Sachau, So war das hier: Geschichten aus dem Leben in den „Alsterdorfer Anstalten“, o.O. [Hamburg] 2007, S. 24.

15 150 Jahre Evangelische Stiftung Alsterdorf: Teil 2: Die Jahre 1913–1963 in Alsterdorf, Hamburg [2000], S. 12.

schöne Weihnachtsfeiern in der St. Nicolaus-Kirche, die sie beglückt und gestärkt in ihre Häuser zurückkehren ließen.

Bereits diese wenigen Beispiele zeigen, dass der gleiche Ort durchaus ein anderer Raum sein konnte, je nach Perspektive, Rollenzuschreibungen, Platzierungen und den Möglichkeiten von Menschen, Einfluss auf den noch leeren oder im Entstehen begriffenen Raum zu nehmen. Raum ist untrennbar mit den dort handelnden Personen verbunden. Insofern steht „Raum“ immer auch für etwas Prozesshaftes, für ein Werden und Vergehen, über das von wechselnden Protagonistinnen und Protagonisten stets auf Neue verhandelt wird. In diesem unausgesetzten kommunikativen Prozess entstehen neue gemeinschaftsstiftende Narrative, die eine große Kraft zur Veränderung in sich bergen können. Insofern realisieren sich in der Gestaltung von Raum immer auch Machtverhältnisse. Die signifikante Veränderung der St. Nicolaus-Kirche ist – wie ich denke – der materielle Ausdruck eines im Laufe der Jahre dominant gewordenen Narrativs, das aus der intensiven Auseinandersetzung mit Schuld, Versagen und Scham erwachsen und vom Willen eines gleichwertigen Miteinanders aller Menschen – ob mit oder ohne Behinderung – getragen ist. In der St. Nicolaus-Kirche mit ihrer nunmehr geschaffenen Transparenz, ihrer aufgelösten Sitzordnung, verbunden mit ihrer, mich persönlich sehr berührenden Zurückgenommenheit, sind neue Platzierungen möglich, mithin auch neue soziale Handlungsweisen. In mehrfacher Hinsicht können wir von einem „neuen Raum“ sprechen.

V. Die St. Nicolaus-Kirche im Reigen historisch bedeutsamer Gebäude auf dem Stiftungsgelände – Räume und Wege.

Ich komme zum Schluss.

Gemeinsam mit sechs weiteren denkmalgeschützten Gebäuden auf dem Stiftungsgelände bildet die Kirche St. Nicolaus das sogenannte „St.-Nicolaus-Quartier“. Hierzu gehören das Haus Schönbrunn, das ehemalige Verwaltungsgebäude, das Michelfelder Kinderheim, das Volkmar-Hertrich-Haus, die Kulturküche und das Simon-Schöffel-Haus. Durch diese Gebäude wird die über 150-jährige Geschichte der Evangelischen Stiftung Alsterdorf mit dem jeweiligen Verständnis vom gesellschaftlichen Ort von Menschen mit Behinderung und der damit einhergehenden baulichen Gestaltung sichtbar.

Erklärtes Ziel der Evangelischen Stiftung Alsterdorf ist es, den ursprünglichen Charakter der historischen Gebäude wieder herauszuarbeiten und zugleich deren lebendige, vielfältige und möglichst inklusive Nutzung zu ermöglichen. Ihre jeweiligen Raumqualitäten werden diese, aber auch alle anderen Gebäude, und nicht zuletzt das Stiftungsgelände selbst, durch diejenigen

Menschen erfahren, die sich dort aufhalten, die dort arbeiten, lernen, beten, essen, sich amüsieren und diskutieren werden, kurz: die sich den Ort der Evangelischen Stiftung Alsterdorf auf ihre je eigene Weise – individuell oder gemeinsam – aneignen werden.

Auf dem Stiftungsgelände und zwischen den Häusern bestehen viele Wege, größtenteils befestigt, und mit vorgegebener Richtung. In aller Regel geht es darum, möglichst schnell von einem Punkt zum anderen zu kommen. Manche Wege müssen ausgebessert oder erst noch geschaffen werden. Dies gilt für die weitere Gestaltung des St. Nicolaus-Quartiers und die St. Nicolaus-Kirche ebenso wie für die Evangelische Stiftung Alsterdorf als Institution. Auch sie muss sich ihren Platz in einer sich auf komplizierte Weise verändernden Welt und in einer sich weiter säkularisierenden Gesellschaft immer wieder neu suchen.

In diesem Zusammenhang möchte ich Sie ermutigen, für nicht vorgesehene, zufällige und vielleicht zunächst abseitig oder auch irritierend wirkende Wege, sogenannte Trampelpfade, offen zu bleiben, und dies sowohl im materiellen als auch im übertragenen Sinn.

Im Englischen heißen Trampelpfade übrigens „desire lines“ – Wege der Wünsche und der Sehnsucht.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

KONTAKT

Dr. Ulrike Winkler
Marienholzstraße 20
54292 Trier
0651 – 46 82 10 44

winkler@historische-forschung.info sowie winkler@schmuhl-winkler.de